



Kavin leidet an einer schweren Form von Autismus. Trotzdem musste er anderthalb Jahre auf einen Platz in der Sonderschule warten

Eine Kantonsrätin spricht von einer desolaten Situation im Kanton Zürich. Die Behörden anerkennen das Problem – wenigstens ein bisschen.

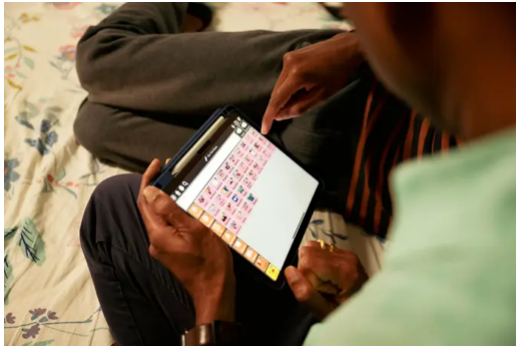
Jan Hudec (Text), Karin Hofer (Bilder) 01.02.2026, 05.04 Uhr 9 Leseminuten

Kavin sitzt am Esstisch über einem mit Reis gefüllten Metallteller. Er fährt mit der Gabel in den Teller, hebt eine Portion Reis auf Kopfhöhe und lässt den Reis rasch von der Gabel in den Teller rieseln. Das wiederholt er in hohem Tempo dreimal, bevor er sich eine volle Gabel in den Mund schiebt. Danach geht das Ritual von vorne los.

Kavins Familie lebt in einer Parterrewohnung in einer Zürcher Landgemeinde. An den Wänden der Raghus hängt kein einziges Bild und auch kein Spiegel. Denn Kavin erträgt das nicht. «In der alten Wohnung hat er alle Bilder von der Wand genommen und zerstört», sagt seine Mutter. Kavin mag auch keine Vasen aus Glas oder Keramikgeschirr. Die letzte Garnitur hat er auf den Balkon getragen und dort zerschlagen. Die Eltern haben es durch Metallgeschirr ersetzt.

Der 15-Jährige leidet an einer schweren Form von Autismus. In der Öffentlichkeit herrscht zum Teil ein verzerrtes Bild dieser Störung vor, das geprägt ist von Filmen wie «Rain Man» oder den Auftritten von Elon Musk. Man stellt sich Autisten gerne als genialische Exzentriker mit einem schrulligen Sozialverhalten vor. Die Wahrheit ist eine andere. Das Spektrum ist zwar breit, und es gibt auch leichte Fälle. Aber Betroffene mit schweren Einschränkungen wie Kavin haben grosse Probleme mit sozialen Interaktionen. Jede Abweichung von ihrer Routine versetzt sie in grössten Stress. Sie können sich kaum ausdrücken, zum Teil gar nicht sprechen.





Yoga ist Teil des Abendrituals von Kavin und seinem Vater. Jeder Abend muss exakt gleich gestaltet werden, damit der 15-Jährige zur Ruhe kommt.

Kavin ist deshalb auf Betreuung in einer Sonderschule angewiesen. Und obwohl daran kein Zweifel besteht, musste die Familie anderthalb Jahre warten, bis er einen Platz erhalten hat.

Der Platzmangel sei seit Jahren ein Problem, sagt Kaspar Loeb. Er ist Stiftungsrat der Stiftung Kind und Autismus, die in Urdorf eine Sonderschule betreibt. Sie bietet Platz für 56 Betroffene, Kavin ist einer von ihnen. Gleichzeitig führt die Schule eine lange Warteliste. Es befänden sich gegenwärtig rund fünfzig Kinder und Jugendliche darauf, sagt Loeb. «Das sind alles Kinder, die dringend auf ein solches Angebot angewiesen wären, aber wir müssen sie abweisen.» Ausbauen können sie nicht, weil die nötigen Räumlichkeiten fehlen und der Kanton die Platzzahlen festlegt. Loeb sagt: «Ich habe wenig Verständnis dafür, dass wir wegen der bestehenden Rahmenbedingungen diese belasteten Familien nicht besser unterstützen können.»

Das lange Warten auf einen Betreuungsplatz

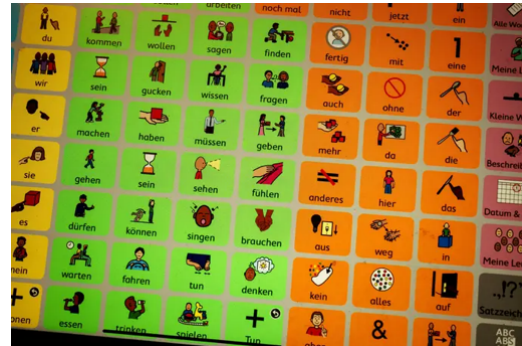
Als Kavin zweieinhalb Jahre alt ist, merken seine Eltern, dass etwas nicht stimmt. Er hört auf zu sprechen, kommuniziert überhaupt nicht mehr mit anderen Menschen. «Es war, als wäre er ganz in sich eingeschlossen», erinnert sich sein Vater. Damals lebt die aus Indien stammende Familie in Adliswil. Sie sucht mit Kavin den Kinderarzt auf. Dieser sagt ihnen, dass es sich um eine verzögerte Sprachentwicklung handle. Er empfiehlt, Kavin nur noch einer einzigen Sprache auszusetzen. Die Familie entscheidet sich für einen radikalen Schritt.

Kavin zieht mit seiner Mutter nach Chennai in Südindien, der Vater behält seinen Job in der Schweiz und besucht Frau und Kind so oft wie möglich.

Drei Jahre lang hält die Familie das durch. Doch es bringt alles nichts. Kavins Zustand verbessert sich nicht. Schliesslich wird ihm die Diagnose gestellt: frühkindlicher Autismus. «Es war ein Schock», sagt der Vater. Ihnen wird schlagartig klar, dass Kavin ein Leben lang auf intensive Betreuung angewiesen sein wird.

Kavins Mutter, die in Indien einst Spitäler führte, stellt die Karriere hintan, damit sie sich um ihren Sohn kümmern kann. «Das war kein einfacher Schritt für mich», sagt sie.

Mit einem autistischen Kind ist jeder Tag eine Herausforderung. Da ist die rigide Ordnung, die eingehalten werden muss: Kein Sofakissen darf am falschen Ort liegen, kein Schuh falsch abgelegt werden. Bis in die kleinsten Details ist der Alltag geregelt. Die Schale einer Avocado zum Beispiel darf aus Kavins Sicht nur klein geschnitten in den Abfall geworfen werden, andernfalls holt er sie wieder aus dem Eimer heraus. «Wir schaffen es kaum, das alles immer einzuhalten», sagt die Mutter.



Das Familienleben ist nicht immer einfach, aber dank einem Sprachcomputer kann sich Kavin inzwischen auch seiner Mutter und seiner Schwester mitteilen.

Da ist auch die eingeschränkte Freiheit wegen Kavins Zustand: Mal ins Restaurant zu gehen oder Freunde nach Hause einzuladen, ist fast unmöglich. Denn innert Kürze wird es Kavin zu viel. «Früher hatten wir viele Freunde, heute nicht mehr», sagt Kavins Vater. Sobald es abends dunkel wird, muss die ganze Familie zu Hause sein. Klappt das einmal nicht, ruft Kavin Vater oder Mutter sofort per Video-Call an. «Er sagt dann nichts, er will einfach sehen, dass wir da sind.»

Und da sind die Wutausbrüche. Kavin kann seine Emotionen kaum mitteilen. Manchmal bricht es aus ihm heraus, und er schlägt etwas kaputt. «Wir tun viel, damit er ein möglichst beruhigendes Umfeld hat. Dann kommt es im Idealfall gar nicht erst so weit», sagt der Vater.

Allein können die Eltern das kaum stemmen. Zudem braucht Kavin gezielte Förderung durch Profis. Zusammen mit der Gemeinde findet die Familie eine passende Schule für ihn. Es ist jene in Urdorf. Diese würde ihn zwar gerne aufnehmen, hat aber keine freien Plätze mehr. Die Gemeinde organisiert als Übergangslösung eine Einzelbeschulung. Pro Tag erhält Kavin einige Stunden Schulunterricht. «Wir waren extrem dankbar dafür», sagt die Mutter. Der Einzelunterricht könne die Sonderschule aber nicht ersetzen, weil die therapeutischen Aspekte nicht abgedeckt seien.

Als Kavin nach einer Wartezeit von anderthalb Jahren endlich die Sonderschule habe besuchen können, sei dies eine riesige Entlastung gewesen. «Wir waren vorher im ständigen Krisenmodus», sagt die Mutter. «Heute können wir wieder freier atmen.» Inzwischen habe sie auch genug Energie, um wieder in den Beruf zurückzukehren. Zurzeit absolviert sie ein Studium in Biotechnologie.

«Wir sehen die Not der Eltern»

Die Betreuung von Autisten wurde in der Schweiz lange Zeit vernachlässigt. Noch 2018 stellte der Bundesrat in einem Bericht einen «generellen Mangel an adäquaten Angeboten» fest. Oft mussten sich die betroffenen Familien früher selbst helfen.



Die Stiftung Kind und Autismus betreibt in Urdorf eine Sonderschule und unterrichtet Kinder vom Kindergarten bis zur Oberstufe. Der Tagesablauf wird den Kindern anhand von Piktogrammen gezeigt. Das gibt ihnen die nötige Stabilität.

So entstand im Jahr 1975 die Organisation, aus der 25 Jahre später die Stiftung Kind und Autismus wurde. Eltern hatten sich in einem Verein organisiert und für ihre eigenen Kinder eine Sonderschule eingerichtet. Alles fing mit einer Klasse an, die in einer Mietwohnung unterrichtet wurde. Das Angebot wurde seither stetig ausgebaut und professionalisiert.

Zusätzliche Plätze kann die Stiftung heute aber nur mit dem Einverständnis des Kantons Zürich schaffen, der die Sonderschule finanziert. In einer Leistungsvereinbarung mit der Stiftung legt er fest, wie viele Kinder unterrichtet werden dürfen. 2021 sei die Zahl der Plätze von 40 auf 56 erhöht worden, sagt die Geschäftsführerin Sandra

Kalbassi, aber das reiche nicht aus. Der Kanton sehe inzwischen zwar durchaus den Bedarf nach einem Ausbau. «Tatsache ist aber, dass wir immer noch fünfzig Kinder auf der Warteliste haben», sagt Kalbassi. Der Kanton verweise jeweils auf seine Bedarfsabklärungen, sagt Kalbassi, «aber wir sehen die Not der Eltern, die wir abweisen müssen».

Der Stiftungsrat Kaspar Loeb weiss von Leuten, die wegen des mangelnden Angebots eigene Settings für ihre Kinder einrichten. Aber das könnten sich nur wenige leisten. «Es ist doch grotesk, dass so etwas in einem reichen Land wie der Schweiz passiert.»

Am Ende lege der Kanton die Platzzahlen fest. «Das ist letztlich ein politischer Entscheid», sagt Loeb.



Die Sonderschule der Stiftung ist gefragt, ihre Warteliste ist lang. Die Geschäftsführerin Sandra Kalbassi und der Stiftungsrat Kaspar Loeb wären froh, wenn der Kanton mehr Plätze für die betroffenen Familien schaffen würde.

Das Sonderschulproblem

Dass es an Plätzen für autistische Kinder und Jugendliche mangelt, hat auch schon im Zürcher Kantonsrat für Kritik gesorgt. Bildungspolitiker von Mitte, GLP und EVP reichten 2022 eine Anfrage ein, in der sie die angespannte Situation beschrieben. Trotz dem Ausbau des Angebots im Kanton sei zu befürchten, dass der «Zuweisungstau» andauern werde, schrieben sie damals.

Kantonsrätin Kathrin Wydler (Mitte), die die Anfrage einreichte, sieht ihre damaligen Befürchtungen heute bestätigt. «Die Platzsituation ist weiterhin desolat.» Leichte und mittelschwere Fälle könnten die Gemeinden noch auffangen, diese Kinder liessen sich mitunter in den normalen Schulunterricht integrieren. Bei stark beeinträchtigten Kindern sei dies nicht möglich, sie seien auf spezialisierte Einrichtungen angewiesen.

Das Problem betrifft nicht nur autistische Kinder. Die Sonderschulen im Kanton sind generell überfüllt: «Viele Gemeinden schicken deshalb als Notlösung auch Kinder mit Förderbedarf in private Schulen, die allerdings nicht vom Kanton anerkannt sind und nicht der kantonalen Qualitätsaufsicht für Sonderschulen unterliegen», sagt Wydler.



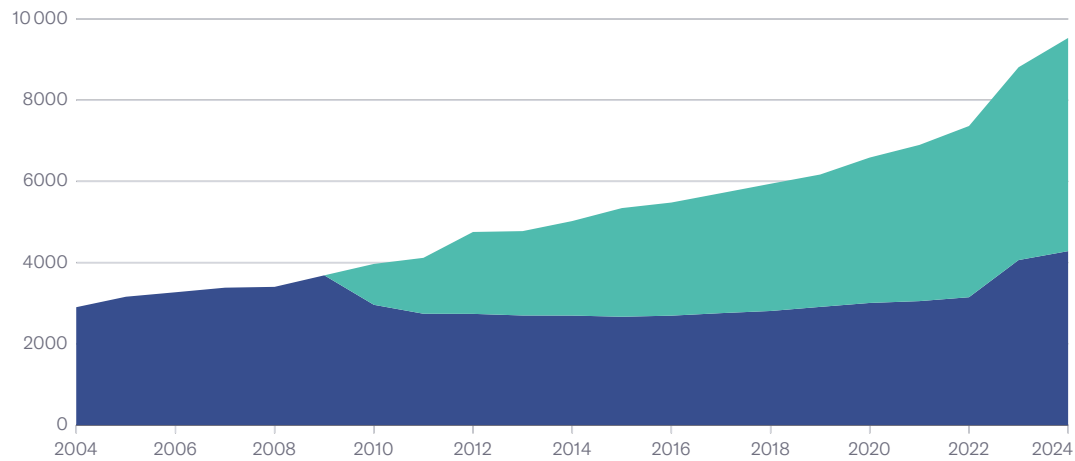
Menschen mit Autismus sind oft sehr sensitiv gegenüber Lärm, Licht oder Berührungen. In der Sonderschule stehen deshalb Kopfhörer zur Verfügung, die Geräusche dämpfen.

Derzeit sind es über 900 Sonderschüler, die keinen Platz in einer staatlich anerkannten Sonderschule gefunden haben. In einigen Gemeinden besuchen über 30 Prozent der Sonderschüler ein privates Institut. Dies berichtete die NZZ im letzten Jahr aufgrund von Daten der Zürcher Bildungsdirektion, welche die Zeitung gestützt auf das Öffentlichkeitsprinzip erhalten hatte.

Zahl der Sonderschüler explodiert

Kinder in der Zürcher Volksschule mit Sonderschulstatus, nach Unterrichtsart

● Separiert ● Integriert



Private Sonderschüler ab Schuljahr 2023/24 enthalten.

Quelle: Bildungsdirektion Kanton Zürich

NZZ / sgi.

Der Kanton sieht das Problem, jedoch weniger dramatisch

Auch der Kanton hat festgestellt, dass es an Plätzen mangelt. Aus Sicht der Behörden ist die Lage aber weniger angespannt als aus Sicht der Betroffenen. Die Zürcher Bildungsdirektion erfasst zwar keine Daten spezifisch zu Kindern und Jugendlichen im Autismus-Spektrum. Eine Umfrage bei allen Schulgemeinden im Frühling 2025 habe ergeben, dass es 25 Plätze mehr brauche in Einrichtungen wie jener in Urdorf – also in Sonderschulen des sogenannten Typs B2.

Als Sofortmassnahme habe der Kanton für das laufende Schuljahr 13 zusätzliche Plätze bei diesem Typ der Sonderschule geschaffen, zehn weitere sollten im kommenden Schuljahr folgen.

Wie aber kann es sein, dass allein die Schule in Urdorf fünfzig Kinder auf der Warteliste hat, wenn laut der Bildungsdirektion im Kanton nur 25 Plätze fehlen? Aus Sicht der Bildungsdirektion sind die Wartelisten der Sonderschulen «nur bedingt aussagekräftig», denn die Gemeinden würden die Schülerinnen und Schüler bei mehreren Sonderschulen anmelden und auf die Wartelisten setzen lassen.

Das Volksschulamt habe kein Interesse daran, die Anzahl Sonderschulplätze «künstlich klein zu halten». Der Bedarf werde fundiert ermittelt.

Dass so viele Sonderschüler in privaten Institutionen platziert werden, weiss der Kanton noch nicht lange. Denn die Daten erhebt die Bildungsdirektion erst seit dem Schuljahr 2023/24, weil sich gezeigt habe, «dass diese Zahl von Relevanz ist». Diese neuen Daten machen denn auch deutlich, wie gross der Druck im System weiterhin ist. Gegenüber dem vorigen Schuljahr ist die Zahl der in privaten Institutionen platzierten Sonderschüler nochmals deutlich angestiegen – von 844 auf 947. Das Volksschulamt sei daran, das Thema anzugehen, schreibt die Bildungsdirektion.

«Was ist, wenn wir einmal nicht mehr da sind?»

Kavin habe in den vergangenen Jahren dank dem auf ihn zugeschnittenen Unterricht grosse Fortschritte gemacht, sagen seine Eltern. «Er macht heute Dinge, die wir nie für möglich hielten.» Mit dem Sprachcomputer könne er seine Wünsche ausdrücken, er fahre mit den anderen Sonderschülern Tram und putze sich selbst die Zähne. «Er ist viel selbständiger und zufriedener geworden», sagt die Mutter.

NZZ

ihm geholfen, seine eigenen Fähigkeiten und Interessen zu entdecken. So koche er zum Beispiel gerne und habe ein phänomenal gutes visuelles Gedächtnis. Sie würde sich wünschen, dass der Zugang zu einem solchen Angebot allen Kindern offensteht, die es nötig haben. Die Eltern versuchen sich auch mit anderen betroffenen Familien zu vernetzen, um von den gegenseitigen Erfahrungen zu profitieren. «Wir sind froh, wenn wir anderen weiterhelfen können», sagt der Vater.

Familie Raghu selbst steht vor der nächsten grossen Frage: Wie soll es für Kavin weitergehen? Denn der 15-Jährige ist bald am Ende der Schulzeit angelangt.

Sein Vater sucht derzeit nach Orten, wo Menschen mit einer Beeinträchtigung einer Arbeit nachgehen können. «Wir wollen, dass er sich als nützlicher Teil der Gesellschaft fühlen kann.» Doch es sei

schwierig, etwas zu finden. «Wir wollen unbedingt verhindern, dass er in einem Heim endet, wo er den ganzen Tag nur gelangweilt herumsitzt.» Die Gesellschaft müsse bei der Integration von beeinträchtigten Menschen noch einen Schritt nach vorn machen, findet er.

Die Eltern sind sich aber auch bewusst, dass weiterhin viel von ihnen abhängen wird. Sie achteten deshalb auf gesunde Ernährung und trieben möglichst viel Sport, sagt der Vater. Er sei fitter als noch vor Kavins Geburt. Denn die grösste Sorge für sie ist der eigene Tod: «Was wird aus Kavin, wenn wir einmal nicht mehr da sind?»



irige Zeiten hinter sich. Kavins Erkrankung habe sie aber auch
igen die Eltern.